

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 2. — Sonntag, den 7. Januar 1934.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

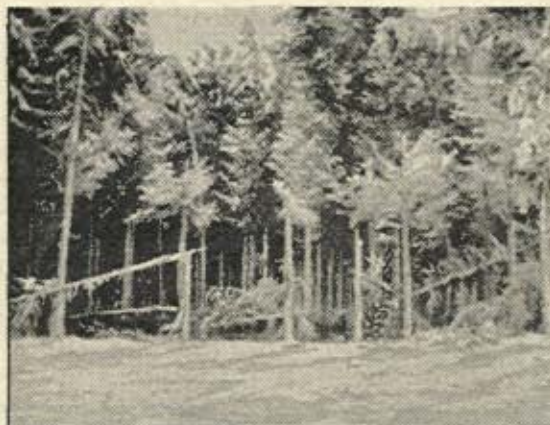
Die Raubreißschäden des erzgebirgischen Waldes

Unheilvolles, lausloses Unwetter. Katastrophaler Eisbruch.

Tausende von Bäumen niedergebrosen. Der Hochwald streckenweise in ein Trümmersfeld verwandelt.

Nachdem wir in unserer Tageszeitung in Wort und Bild die Raubreißschäden geschildert haben, die am elektrischen Leitungsnetz angerichtet worden sind, durch die ganze Städte und Dörfer des Erzgebirges tagelang ohne Licht und elektrische Kraft blieben, legen wir heute hier erschütterndes Zeugnis ab von den Raubreißschäden in unseren erzgebirgischen Wäldern diesseits und jenseits der Grenze. Dabei verweisen wir auch auf die weiteren Abbildungen in den vorliegenden Heimatblättern: „Bildzeugen der Raubreißschäden im Erzgebirge“. Unser Berichterstatter, der vor allem auch jenseits der Grenze das Katastrophengebiet besichtigte, schreibt uns Folgendes:

„Um Augenzeuge der furchtbaren Verwüstungen zu werden, die die Raubreiß- und Eisbildung in den Forsten des Obererzgebirges angerichtet hat, durchwanderte ich am Silvestertag jene großen Waldstrecken dies- und jenseits der Grenze, die sich zwischen Sachsen und dem sudetendeutschen Randgebiet ausbreiten. Da hier oben in den Bergen alljährlich durch Wind- und Eisbruch größere oder kleinere Waldschäden zu verzeichnen sind, hielt ich das, was gegenwärtig über die wütende Katastrophe erzählt wird, für stark übertrieben. Um so größer war das Entsetzen, welches mich erfaßte, als ich den Wald betrat. Ich konnte zunächst feststellen, daß die sächsischen Grenzwälder immer noch nicht so hart betroffen wurden wie die sudetendeutschen. Am ärgsten hat diese seltsame Bitterungsunbill in den Wäldern zwischen der Grenzstadt Weipert, der alten deutschen Musikstadt Březník und der Gemeinde Schmiedeberg gehaust. Die erschreckenden und wahrhaft ergreifenden Bilder, die sich meinen Augen während der mehrere Stunden weilenden Wanderung boten, sind unbeschreiblich und unvorstellbar. Auch die ältesten Einwohner der Erzgebirgsheimat können sich nicht befinnen, eine so ungeheuerere Naturkatastrophe erlebt, einen derart in Splintern und Fetzen zerrissenen Waldbestand gesehen zu haben. Das ist an vielen Stellen kein Wald mehr, das ist ein Trümmershausen, ein Gewirr von abgebrochenen Fichtenkronen, kreuz und quer liegenden Baumstämmen, abgeknickten Ästen und krumm gebogenen Stangen. Ueber Straßen und Wegen liegen niedergebrosene Bäume und hemmen den Verkehr. Waldarbeiter sind von frühmorgens an bis spät in die Nacht hinein angestrengt damit beschäftigt, die Hauptstraßen freizuhalten, die starken Hölzer zu zerschneiden und aus der



Der Buchholzer Stadtwald, dessen zersplitterte Baumstümpfe teilweise an die von Branaten zerstörten Wälder im Kriegsgebiet erinnern.

Fahrbahn zu schaffen. Sie können nicht so schnell arbeiten, als es die Eisgewalt tut, denn kaum haben sie einen Baumstamm entfernt, da brechen in beiden Richtungen und zu beiden Seiten viele andere nieder und versperren den Weg. Die schwere Arbeit ist mit großer Lebensgefahr verbunden, denn links und rechts neigen sich noch stehende Baumriesen unter der riesigen Last einer harten Eiskruste bedenklich um und drohen in jeder Sekunde den Widerstand zu verlieren und niederzubrechen. Um Kraft-

wagen und Geschirren, Radfahrern und Passanten nur einigermaßen Sicherheit zu gewähren, mußte sich die Forstverwaltung entschließen, solche Bäume abzuholzen, damit ihr Niederbruch nicht zum Verderben für Mensch und Tier wird. Trotzdem geschieht es stündlich, daß solche plötzlich abbrechen, wenige Meter vor oder hinter einem Fahrzeug oder Wanderer krachend niederstürzen. Ich habe es während meines Aufenthaltes in buchstäblich vereistem Wald selbst schauernd mit ansehen müssen, wie unweit von meinem Stand mehrere hohe Fichten ohne jedes Zutun eines Luftzuges in der Mitte zerbrachen.

Seit vielen Tagen herrscht hier oben völlige Windstille, das ganze Kammgebiet, Berge und Täler sind in ein undurchdringliches, feuchtes Nebelmeer gehüllt. Den Menschen ist alle Sicht genommen, sie gehen gedrückt einher. Vollkommen ruhig ist es in der Natur, es scheint, als läge sie im Todeschlaf. Eisiges Schweigen auch im Wald. Man hört nicht mehr das Rauschen der Kronen, denn alles Geäst ist erstarrt. Diese Totenstille wird nur dann unterbrochen, wenn da und dort, auf den Höhen und in den Tiefen die stärksten Bäume niederbrechen und sich in die mit Gezweig überfärbte, harte Schneedecke eingraben. Es mag unglaublich erscheinen, ist aber so, daß man darauf warten kann, bis wieder eine alte stolze Fichte unter der Riesenschwere des weißen

Zaubers zur Erde stürzt. Und lauscht man in den schweigsamen Wald hinein, ob bei Tag oder in der Nacht, da knackt es in die unheimliche Stille hinein an allen Ecken und Enden. Es ist kein übermäßiges Getöse, wenn diese großen Waldkinder niedergehen, macht vielmehr den Eindruck, als ob in der Ferne Gewehrschüsse abgefeuert würden. In gewissem Sinne kann man von einem lautlosen Unwetter sprechen, von dem das Obererzgebirge in furchtbarer Weise heimgesucht wird. Tausende Bäume sind ihm bereits zum Opfer gefallen. Oft nimmt ein fallender Baum infolge seiner gewaltigen Schwere noch

einige seiner Nachbarn mit. Ein laises Streifen der Eispyramiden genügt schon, um als jahrzehntelange treue Waldkameraden gemeinsam den Bruchtod zu erleiden. Man hat errechnet, daß eine einzige Fichtenkronen mit einer Eishülle von 30 bis 40 Zentner Schwere umgeben ist. Das sonst weit und straff ausladende Geäst hängt schlaff und traurig nieder, sodaß die Kronen zusammengebundenen Christbäumen gleichen. Auch die Stämme sind mit einer dicken Eisschicht umgeben. In der Nähe des Waldes wohnende Leute erzählen, daß es schaurige Nächte waren, die sie durchlebten. Niemand konnte den Schlaf finden, denn ununterbrochen drang das unheimliche Prasseln und Krachen des gewaltigen Eisbruches in Stuben u. Kammern.

Und der Eistod rast in den Waldungen unerbittlich weiter, legt ganze Flächen des grünen Domes nieder. Es läßt sich auch zurzeit noch nicht absehen, wann er sein grausames Handwerk beenden wird. Immer noch bildet sich Raureis, immer noch schleichen dunkle Nebelschwaden einher und kündigen weiteres Unheil. Immer dicker und schwerer wird die Eislast, und kommt ein Sturm auf, dann muß es eine noch nie erlebte Katastrophe geben. Unermehlich ist der Schaden. Im Revier Weipert allein schätzt man den Eisbruch auf 6000 Festmeter Holz, in einem anderen Revier spricht man sogar von 12 000 Festmetern. Erst im Frühjahr, wenn die betroffenen Waldgebiete wieder begehbar sein werden, wird man die gigantische Größe des Schadens richtig feststellen können. Ich traf bei meiner Waldwanderung auf Bruchstellen, deren schauerhafter Anblick mir als Naturfreund tief zu Herzen ging und mich traurig stimmte. Hunderte ihrer Fierde beraubter Baumstämme starrten mich an und ragten fahl in die Nebelwand hinein. Ein Waffengang unergründlicher Naturgewalten ist verheerend über das grüne Wipfelreich hinweggefegt und hat dessen wunderliche Schönheit erbarmungslos verunstaltet, ja teilweise ganz zerstört und vernichtet. Inmitten dieses Schlachtfeldes stehen machtlos die Gebirgler und Heimatler; sie wollen es nicht fassen, daß der prachtvolle Schmuck ihrer Bergheimat von einem heimtückischen Wetter so arg betroffen wurde, daß der Wald, der schöne und herrliche Erz-

gebirgswald, so viele seiner kraftstrotzenden Kinder hergeben und betrauern muß.

Auf allen Waldstraßen, die ich ging, traf ich auf Menschen. Dicke „Faufter“ an den Händen und mit Säge und Äxt versehen, wagen sie sich in den Wald hinein und trennen mit wichtigen Hieben die Aeste von den umherliegenden Stämmen. Sie müssen vorsichtig sein, damit sie nicht von abbrechenden Kronen getroffen oder von einem Stamm erschlagen werden. Es sind bereits viele Fälle zu verzeichnen, wo Holzsammler durch den Eisbruch Schaden nahmen. Mitgeführte Schlitten, die in großer Zahl überall herumstehen, werden schwer beladen. Männer, Frauen und Kinder, ganz besonders aber Arbeitslose, haufen in den Eisbruchgebieten und versehen sich bei größter Lebensgefahr mit billigem Brennholz. Um 6 Uhr früh, wenn es noch stockdunkel ist, ziehen sie schon in langen Kolonnen auf; sie wissen es nur zu gut, daß der Eistod nachts wieder fürchterlich gewütet hat. Nun brauchen die Armen während des Winters nicht mehr zu frieren, der Wald aber, dieser märchenschöne, grüne Naturpark der Bergheimat, er ist entsetzlich gelichtet, hat schrecklich gelitten. Waldfrevler, oder besser gesagt, „Holzhäner“ gibt es auch. Nicht allein und tagsüber, sondern nur in ganzen Trupps und in dunkler Nacht schleichen sie in den zusammengebrochenen Forst. Nicht Aeste und Brügel sind es, auf die sie ausgehen. Große Baumstämme werden zersägt und zerhackt, auf große, sogenannte Pferdeschlitten geladen, über Schneefelder hinweg nach Hause befördert und dort sorgsam in einem Versteck untergebracht. — Erst nach vielen Stunden trat ich den Heimweg an. Die Baumallee, unter der ich vom Waldesaum ab dahinschritt, gleicht einem Schneedach. Bis zu einer Dicke von 15 Zentimetern sind die entblätterten Aeste mit Raureis, mit Eisstücken belegt. Alles, was man sieht, ist weiß, vereist und erstarrt. Ein Naturdrama im Obererzgebirge, wie es sein? Bewohner noch nicht erlebt. Fremde kommen und staunen das Trümmerfeld an. Wann endlich wird sich auch die liebe Sonne wieder durchringen und das traurige Bild der gewaltigen Eiszerstörung mit ihren goldenen Strahlen überfluten? Franz Schmidt.

Jakob Voggtreuter

(22. Fortsetzung.)

Roman aus den bayrischen Bergen
von Hans Ernst.

Hedwig war nicht wenig enttäuscht, als ihr eine völlig Fremde entgegen trat.

Schade, sie hätte sich zu gerne an der Verlegenheit ihres Mannes und der anderen geweidet. Wo mag die andere hingekommen sein? Während sie die Sennerin über verschiedenes, hauptsächlich nach dem jetzigen Aufenthalt ihrer Vorgängerin fragte, gedachte Jackl mit Wehmut der schönen Stunden in dieser Hütte.

Wie seltsam und enttäuschend das Leben doch ist. Die besten Wünsche und die schönsten Träume zerrinnen in ein klägliches Nichts, werden erstickt und erwürgt von rauher Menschenhand durch die Gewalt des Schicksals.

Hätte Jackl jemand vor einem halben Jahr gesagt, daß er einmal an der Seite einer anderen Frau zur Bernhuberalp steigen würde, so hätte er ihn ausgelacht, trotzdem er schon damals in Bendels Händen sich befand.

Die trauten Wege, die er früher voll jauchzenden Glücksgefühls gegangen, war er heute still und verschlossen neben Hedwig gewandert. Und dies alles nur, weil Jula ihn im selben Augenblick schmählich geschoßen hatte, da er ihrer am meisten bedurft hätte.

Es war doch schwerer dieses Entfagen, als er geglaubt hatte.

„Wollen wir wieder geh'n, Liebster?“ klang eine Stimme neben ihm.

Jackl nickte stumm.

Am Abend desselben Tages wollte Jackl noch ins Dorf hinuntergehen.

„Ich komme mit“, erklärte sie.

„Aber, Hedwig, das geht doch net!“

In ihren Augen flammte es trotzig auf. „Warum nicht?“

„Frauen geh'n bei uns net ins Wirtshaus“, erklärte er ruhig.

Hedwig wollte dies nicht einsehen. Erst als der alte Voggtreuter auch seinem Sohn beistimmte, gab sie sich zufrieden.

Sie begleitete Jackl durch den Obstgarten und nötigte ihm das Versprechen ab, nicht länger als zwei Stunden fortzubleiben.

„Bist du, schöne Männer soll man nie allein ausgehen lassen.“

Jackl lachte: „Bist du eifersüchtig?“

„Ja, ich bin es“, erwiderte Hedwig und hing sich an seinen Hals.

Er nahm ihren Kopf in die Hände und schaute ihr tief in die Augen.

„Da hast keinen Grund dazu, ich bin dir treu.“

Endlich machte er sich aus ihrer Umarmung los und schritt dem Dorfe zu.

Hedwig schaute ihm nach und ein verklärtes Lächeln lag um ihren Mund, sie liebte den schönen schlanken Mann doch auf ihre Art.

Beim Betreten des Dorfes trat eine kleine, etwas vornübergegeneigte Mannsperson Jackl mit hämischem Grinsen in den Weg. Er zuckte zusammen. Obwohl Jackl gegen den alten Buchberger nichts hatte, war ihm diese Begegnung gerade nicht unangenehm. Aber sie waren doch einst Freunde gewesen. Und dessen gedenkend, grüßte er ihn.

Des Alten graue Augen schossen Blitze.

„Schuft!“ brüllte er und spudte ihn ins Gesicht.

Jackl holte mit der Faust aus, ließ sie aber wieder sinken, als er sah, daß Buchberger nicht einen Schritt wich, sondern ihn fest ansah.

„Is dir's net anug, du Schandhub, daß d' meine Kinder schon ins Elend gestürzt hast, möchst seht mich alt'n Mann auch

noch zammenschlag'n? Aber weißt, ich fürcht mich net vor dir, ich reiß dir net aus. Weißt, mich bringst net so leicht los wie mein Kind, die Zula. Ich hab schon lang auf die Stund g'wart, daß ich dir unter vier Augen begeg'n und so oft ich dir begeg'n, sollst von mir dös Wörtl hören: Schuft, Schuft, elendiger Schuft!"

Jackl war totenbleich geworden. Wie Geißelhiebe haben ihn diese Worte getroffen. Was hatte nur der Alte? Er war sich doch keiner Schuld bewußt.

"Ja, was hab ich dir denn tan, Buchberger? Ich versteh dich gar net."

"Glaub's schon, d' Wahrheit will ma heutzutags nimmer verstehn. Aber, ich kann schon deutlicher werd'n, wenn d' meinst. Es macht mir sogar Lust, dir zu sag'n, was du für a feiner Konfort bist. Schama tät ich mich in Grund und Boden nei. An arma Dirndl's Heiraten versprech'n und es dann siß'n lass'n — Psui Teufel."

"Was sagst du?" — schrie Jackl auf und packte den Alten bei der Brust. "Dös is amal net wahr!"

Nur mit Mühe gelang es Buchberger, sich der eisernen Faust zu entwinden.

"Net wahr is? Willst es vielleicht leugna, daß d' dein Alten zur Zula naufgeschickt hast, weil du selber z' feig warst, in ihr ehrliches G'sicht zu schaun und ihr zu sag'n, daß a End sein müßt, weil du a andere heiraten willst."

Jackl wankte die Knie. — "Was? Ich hätt' mein Batern auf die Alm g'schickt?" stieß er hervor, seiner Stimme kaum mehr mächtig.

"Ja! Oder willst es vielleicht leugnen?"

"Ja, Buchberger, ich kann's leugnen mit guat'n G'wissen, denn ich weiß nig davon."

Der Alte trat wieder näher an Jackl heran und sah ihm in die Augen.

"Du weißt also wirkli nig davon?"

"Na! Mei' Ehrenwort drauf, ich weiß nig."

Dann schritten sie beide auf Buchbergers Haus zu und nahmen auf der Bank Platz. Längst war schon der Abendsegen verflungen, aber immer noch saßen sie beieinander. Was Jackl in diesen zwei Stunden erfuhr, griff ihn so an, daß er sich der Tränen nicht erwehren konnte.

Als die erste Stunde schlug, schieden die beiden mit einem kräftigen Händedruck wieder als Freunde.

Jackl erreichte müde und zerschlagen den Boggtreuterhof und um seinen Mund lag ein bitterer Zug.

In der Stube brannte noch Licht.

Jackl trat ans Fenster und sah hinein. Es war ihm ganz recht, als er den Vater noch wach fand. So konnte er ihm noch sagen, was ihm wie ein glühender Stein auf der Seele brannte. Langsam hob der Alte den Kopf, als er eintrat.

"No, was gibt's Neu's im Dorf?"

In ohnmächtiger Wut schritt der Junge in der Stube auf und ab.

"Gar nig Neu's?" frug der Alte nochmals.

"Schöne Sach'n hab ich vom Buchberger heut erfah'n, schon wahr, recht schöne Sach'n!" stieß Jackl schneidend hervor.

"G'schieht dir ganz recht, für was suchst du den Hungerleider auf. Hätt'st dir's denk'n könn'a, daß er wuatig is, weißt sei Dirndl net g'heirat hast."

Jackl trat jetzt dicht an seinen Vater heran.

"Du warst seinerzeit auf der Alm und hast mich verleumd", schrie er ihm ins Gesicht. In den Augen Jackl weiterleuchtete es.

"Was heißt verleumd", lachte der Alte. "Ich hab ihr halt g'sagt, was sein hat müß'n, du hätt'st es doch net tan und wir ständen heut scho' als Bettler da."

"Besser mit ehrlicher Hand sein Brot verdienen, als wie a ehrloser Lump vor die Leut steh'n."

"Oder im Zuchthaus bei Wasser und Brot nachdenken, was besser wär, schuften und rackern sein Lebtage, oder an Holzherrn sein Schwiegerjohn sein." Die Stimme des Alten klang rau und hart, als er dies sagte.

"Wirf mir nur dös Zuchthaus recht oft vor, daß ich's net vergiß", gab Jackl bitter lachend zur Antwort.

"Ja, weißt, ein Mitt'l muß ma hab'n, um wilde Vögel zahm z' macha. Aber was red ma da lang, du bist jezt verheirat', hast es schon derat'n, hast a bildsauberes Weib und Geld dazua, drum sei z'fried'n, du Narr, a anderer schlekert sich d' Finger ab, wenn er so a Glück hätt'."

"Glück!" stieß Jackl gequält heraus, "als ob 's Geld glücklich machet."

"Ohne Geld bist a Narr deiner Lebtage, wie oft soll ich dir denn dös noch sag'n? Oder glaubst du vielleicht, dem Buchberger sein Dirndl is je an dir was g'leg'n? Der Hof is ihr im Sinn g'leg'n, aber du nia. Aber was red' ma denn da lang, mir zwei versteh'n uns ja doch net, hab'n uns nia verstand'n, 's is besser, ich leg mich schlaf'n! Guat Nacht!"

Mit diesen Worten schritt er zur Tür, blieb aber nochmals steh'n und sagte:

"Weißt, der Doktor hat eigens g'sagt, ich soll mich net aufreg'n, aber je länger wir zwei uns unterhalten, desto mehr kommt mei Bluat in d' Hih, und was dann dabei rauskommt, dös weißt ja, du hast's ja schon amal erlebt."

Die Tür slog ins Schloß und Jackl war allein mit seinem Schmerz. Aufstöhnend warf er sich über den Tisch und wühlte in seinen Haaren.

So also war es gewesen. Nicht freiwillig war Zula vor ihm geflohen, wie er geglaubt hatte. Sein Leben hätte er dafür gegeben, wenn er zu ihr hätte sagen können: "Ich bin noch frei und hab dich noch immer so lieb, du gutes, du goldiges Herzkäferl." Zu spät.

Am andern Tag war Jackl recht kühl seiner Frau gegenüber und vermied zu ihrem größten Jorn jedes Alleinsein mit ihr. Und als ihn Hedwig beim Mittagessen fragte, ob ihm etwas fehle, schüttelte er Kopfweh vor, worauf der alte Boggtreuter spöttisch lächelte:

"Dös vergeht schon wieder, ich hab's auch g'habt, wie ich in die Flitterwoch'n war."

26. Kapitel.

Sinnend saß an einem schwülen Augustnachmittag der Sägewerksbesitzer Jakob Boggtreuter in seinem Büro am Schreibtisch. Die dumpfe Schwüle, die in dem kleinen, sehr behaglich eingerichteten Zimmer trotz der geöffneten Fenster lag, machte ihn müde, so daß er schon eine Weile regungslos, nur nervös mit dem Bleistift spielend, darsaß.

Hinter ihm klapperte der Buchhalter auf der Schreibmaschine, sonst war es still.

Ganz weit aus der Ferne ließ sich leises Donnerrollen vernehmen; ein Gewitter war im Anzug.

Da schrillte das Telefon. Jackl nahm den Hörer zur Hand: "Hier Sägewerk Boggtreuter! — Ja, ich bin hier, Hedwig. Was willst du? — So, is recht — soll ich dir den Wag'n schicken? — Bis wann? — Bitte? — Bis um elf, is gut. — Auf Wiedersehen!"

Jackl nahm an seinem Schreibtisch wieder Platz und versenkte sich in seine Vergangenheit. Ein gutes Jahr war er nun verheiratet — nichts als Enttäuschung hatte ihm seine Ehe gebracht. Das einzig Gute war, daß er bei seinem Schwiegervater hoch in Ehren stand. Denn bald nach der Hochzeit hatte er seinem Schwiegerjohn das Sägewerk übergeben. Es war kein Fehlgriff, er merkte bald, daß Jackl sich als mustergültiger Geschäftsmann entpuppte.

In der Arbeit konnte er Vergessen finden, was ihm bei seiner Frau nicht gelungen war, nie gelingen konnte, weil sie sich immer weniger verstand.

Ein heftiger Donnerschlag rüttelte ihn aus seinem Dämmerzustand. Langsam stand er auf und schritt zum Fenster, preßte seine Stirn an die Scheiben. Bliz auf Bliz zuckte jetzt aus den jagenden Wolken und gewaltige Donner ließen die Fenster erzittern.

Wie wild mochte das Gewitter jezt in den Bergen toben, auf der Bernhuberalm — auf Boggtreut oder dem Sonnenhof?

Ein wehmütiges Lächeln glitt über die Züge des Träumenden. Wie weh es tat, dieses Sehnen nach jenen Stätten. Anfangs (Fortsetzung siehe Seite 6 und 7.)

Bilder aus der Heimat

Engel- und Königschar aus dem Erzgebirge

Nach vollstündlichen Ueberlieferungen von Kurt Arnold Findeisen.

Das Spiel dieses Titels wurde am 9. Dezember 1933 bei der Weihnachts-Kreistagung unter Spielleitung von Studienrat Uhle aufgeführt und am 17. Dezember 1933 im Rahmen einer Adventsfeier der Städt. Höh. Handelslehranstalt, Annaberg, wiederholt. Die alte erzgebirgische Christfahrt fand beide Male wegen der volkstündlichen Treue der Darstellung in Tracht, Sprache und Musik den größten Beifall. Unser nebenstehendes Bild zeigt die gesamte Spielschar (22 Schüler und Schülerinnen der Annaberger Städt. Höh. Handelslehranstalt, sowie einige Schüler als Musikanten) auf der dekorationslosen Bühne, die nur ein paar erzgebirgische Weihnachtslaternen schmückten.



Die Personen: Engel, großer und kleiner Ruprecht, Heil. Christ (als erwachsener Mann

dargestellt) und St. Martin (mit der Rute) — sind nach Vorbildern des erzgebirgischen Bescherungs-spiels gekleidet. Das Spiel fand in Anwesenheit des Heimatdichters Arnold Findeisens statt. Es hinterließ ungemein starke Eindrücke und zeigte erneut, wie gerade die Pflege des Heimatlichen jauch auch zur Weihnachtszeit ein Quell reinsten Freude und höchster Erbauung ist. Wie Findeisen sich auf diesem Gebiet verdient gemacht hat, beweist, daß der Volksmund ihm bereits den Ehrentitel des „Weihnachtsdichters“ beigelegt hat.

Schüler und Schülerinnen verstanden es meisterlich, das Spiel innig und wirkungstief herauszustellen. Viel Liebe wurde dabei auf die Kostümierung gelegt, die streng im Sinne der Christmettenspiele früherer Zeiten bei uns im Gebirge war.

25 Jahre Annaberg-Buchholzer Posamenten-Fachschule

Wie in Nr. 1 der „D. Z.“ vom 1. Januar 1934 eingehend berichtet worden war, konnte das „Bollwerk der erzgebirgischen Posamenten-Industrie und Spizentkloppelei“, die Annaberg-

fördert, daß man am 12. Dezember 1907 die Hebefeiern abhalten konnte. Der innere Ausbau sowie die Organisation der Schule nahmen das ganze Jahr 1908 in Anspruch. Im Laufe des Spät-

Buchholzer Posamenten-Fachschule an der Bismarckstraße, am 4. Januar dieses Jahres auf ein 25jähriges Bestehen

zurückblicken. Nach jahrelangen Verhandlungen u. Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten, insbesondere auch wegen der Platzfrage, kam es am 1. Mai 1907 zur Bildung eines Gemeinde-

verbandes der Städte Annaberg u. Buchholz für den Bau einer Industrie-schule. Sogleich nach der Gründung

dieses Verbandes ging man ans Werk. Bereits am 10. Juni 1907 erfolgte der erste Spatenstich. Der Bau wurde so ge-



Die Posamenten-Fachschule Annaberg-Buchholz.

herbstes siedelten die vereinigten Posamentier-schulen von Annaberg u. Buchholz provisorisch in das neue Heim über. Am 4. Jan. 1909 wurde sodann die Posamenten-Fachschule offiziell ihrer Bestimmung übergeben.

Die Uhr am Turm des Hauses, die den Vorübergehenden seit 25 Jahren die Zeit angibt, ist ein Geschenk der Kaufmännischen Vereine von Annaberg und Buchholz. Möge es der Schule im Beginn ihres zweiten Vier-

teljahrhunderts beschieden sein, der Posamentenarbeit und der Spizentkloppelei einen neuen Impuls mit zu geben. Glückauf!

Bilder aus der Heimat



Ein goldenes Ehepaar in Crottendorf

Herr Fabrikbesitzer Emil Altmann (geb. am 7. März 1862 in Crottendorf) und seine Gattin Frau Agathe Altmann geb. Meyer (geb. am 13. August 1863 in Cranzahl) begehen am 6. Januar 1934 das Fest der goldenen Hochzeit. Aus der Ehe gingen hervor 8 Kinder, wovon gegenwärtig 6 noch am Leben sind, und zwar 2 Söhne und 4 Töchter. Ferner befinden sich in dem Familienkreis 9 Enkelkinder und 2 Urenkelkinder. Das Ehepaar erfreut sich körperlicher und geistiger Rüstigkeit. Die Jubilare sind die Gründer der Firma Emil Altmann, Kunstseiden-Zwirnerei, deren Ruf bis weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt ist. Aus kleinen Anfängen heraus, und zwar als Posamentenverleger begannen Beide das Unternehmen. Nach dem Eintritt ihrer zwei Söhne Kurt und Guido Altmann in die Firma schufen sie das größte und bedeutendste Privatunternehmen seiner Art Deutschlands. Ein herzliches Glückauf dem weit und breit beliebten und hochgeachteten Paare, von dessen Leben das schöne Wort gilt: „... und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“! — Möge Gott der Herr beide noch eine lange Strecke gemeinsam in alter Treue und Liebe nebeneinander wandern lassen.

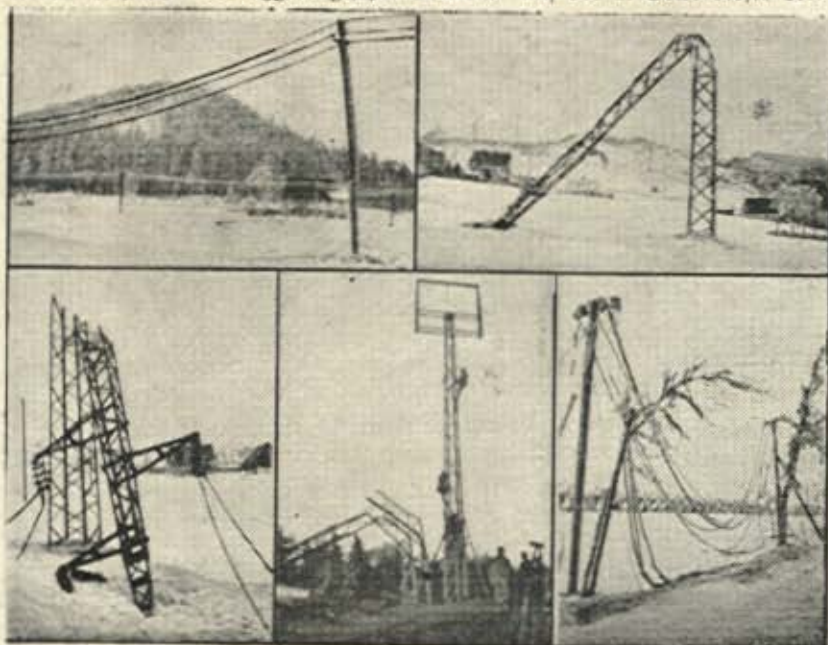
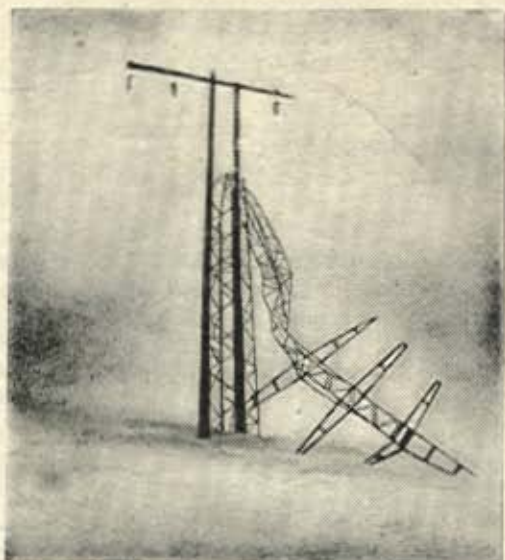


Der Bürgermeister der höchstgelegenen Stadt Deutschlands

Das Oberhaupt der weithin bekannten Wintersportstadt Oberwiesenthal am Fuße des Fichtelberges, die bekanntlich die höchstgelegene Stadtgemeinde des deutschen Vaterlandes ist, Herr Breißler, konnte sein 25jähriges Bürgermeister-Berufsjubiläum unter lebhafter Anteilnahme der Öffentlichkeit begehen. Wie in seinen früheren Amtsstellen, so hat es der Genannte auch in Oberwiesenthal verstanden, sich die Sympathien der Bevölkerung aller Kreise zu erwerben. Sein energisches Eintreten für die Belange Oberwiesenthals hat überall große Anerkennung gefunden.

Bilder von den Rauhreifschäden im Erzgebirge

Die hier beistehenden Bilder gehören zu dem Artikel „Die Rauhreifschäden des erzgebirgischen Waldes“ auf der 1. Seite dieser Nr.



(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

hatte er geglaubt, sich in der Stadt eingewöhnen zu können. Aber es ging nicht. Die Stadt mit den ewigen Bergnügungen, mit der steten Hast nach Abwechslung, die nichts wußte von Waldfrieden und Bergesstille, war ihm, dem in Sonne und Licht, in Wind und Wetter Aufgewachsenen geradezu verhaßt. Oft kam er sich vor wie eine junge schlanke Tanne, die aus gutem, saftigen Humusboden herausgerissen und von rauher Menschenhand auf steinigem, unfruchtbaren Boden verpflanzt wird, auf dem allmählich die Kraft des sprießenden Lebens erstirbt.

Vielleicht wäre es bei ihm nicht so weit gekommen, wenn er in seiner Ehe das gefundene hätte, was er sich einst erträumt hatte: Frieden und Harmonie. Allzubald hatte er heraus, daß seine Frau ihn nur um seiner Schönheit willen genommen hatte. Daß in seiner Herkulesgestalt eine Seele schlummerte, die sich darnach sehnte, verstanden zu werden, schien Hedwig gar nicht zu bemerken. Das Wort „Seele“ war für sie gleich einem Fremdwort.

Und gerade das Seelische, das in seiner Ehe fehlte, war es, woran er krankte.

Schon nach wenigen Wochen gingen ihre Meinungen auseinander; es war ein Leben voll Gleichgültigkeit und Nichtverstehens. Anfangs hatte er seiner Frau nachgegeben, seine fleidsame Gebirgstracht abgelegt, mit Hedwig Gesellschaften und Bälle besucht, und überall hatte sein ruhiges Wesen, seine hohe, kraftvolle Gestalt, die fast jeden anderen in den Schatten stellte, Aufsehen und Bewunderung erregt.

Viele Blicke aus Frauenaugen fielen auf ihn, und er schien es gar nicht zu bemerken und war ihnen gegenüber immer verbindlich und liebenswürdig, blieb aber sonst vollkommen korrekt und kühl. Wenn er auch seiner Frau nicht Liebe geben konnte, aber treu wollte er sein.

Schließlich war er der vielen Bergnügungen, die Hedwig nicht missen wollte, überdrüssig geworden. An einem Samstag war es, seine Frau hatte von irgendwoher eine Einladung zu einem Hausball erhalten und legte ihm, als er mittags nach Hause kam, die Karte hin. Nachdem er sie gesehen hatte, sagte er mit ruhiger Stimme und in wohlmeinendem Ton:

„Woll'n wir's net lieber abjag'n und dafür eine Fahrt in die Berg' mach'n, ich hab die Vergnüg'n allmählich satt und ein bißl Heimweh nach'm Wald.“

Da hatte sie ihn ausgelacht und ihn einen Philister genannt.

„Dein Wald läuft dir nicht davon, aber der Hausball bei Hartmanns ist im Jahr nur einmal, daß ich diesen einbüßen soll, das sehe ich gar nicht ein; übrigens habe ich bereits zugesagt, weil ich auf keinen Widerstand deinerseits rechne.“

Er hatte aufgebraust. Ein spöttisches Lachen ward ihm zur Antwort, dann war sie vor ihn hingetreten:

„Weißt du, Jakob, zwingen lasse ich mich nicht, durch nichts und von niemand.“

Ohne sie noch eines Blickes zu würdigen, hatte er das Zimmer verlassen, und von diesem Tage an hatte die Entfremdung eingesetzt. Wohl gab es noch zuweilen Stunden, in denen Hedwig ihren Mann mit ihren Liebkosungen überschüttete. Diese Stunden nützte er aus, um ihr zuzureden, ein anderes Leben zu beginnen, und sie versprach es ihm jedesmal. Zwei, höchstens drei Tage tat es gut, dann warf sie alle Vorsätze über den haufen und stürzte sich aufs neue mit fast noch wilderer Begierde in den taumelnden Wirrwarr der Lustbarkeiten. Und so kam es, daß die Kluft immer weiter und tiefer wurde und sie sich innerlich so fremd wurden, wie es nur zwei Menschen werden können, deren Seelen sich nicht verstehen.

Tief in sich versunken, überhörte Jackl das Entfernen des Buchhalters. Erst das Geräusch der Tür ließ ihn auffahren.

Langsam erhob sich der Einsame und schritt ein paarmal im Zimmer mit über der Brust verschränkten Armen auf und ab.

„So spät schon heut?“

Was sollte er nun tun? Heimgehen? In den großen Zimmern seiner Villa Trübsal blasen? Seine Frau war zu einer Freundin eingeladen und kam erst um 11 Uhr zurück.

Oft graute ihm vor seinem elegant eingerichteten Heim. Auf Boggitreut war halt doch alles viel schöner. Wenn man dort zum Fenster hinausah, leuchteten die Berge herein, hoch und schweigend in ihrer Majestät, stolz und erhaben gegen den Himmel ragend. Unter ihnen der schwarz-grüne Fichtenwald mit seinem märchenhaften Rauschen. Größer und gewaltiger wurde das Sehnen nach der Bergwelt.

Er gab sich einen Ruck, er wußte nun, was er tun wollte. Daß ihm der Gedanke erst jetzt kam? Rigg und seine Frau waren doch die einzigen Menschen, die ihn verstanden.

Er ging dann nach seiner Wohnung, die ungefähr 20 Minuten vom Sägewerk entfernt war. Hastig kleidete er sich um und verließ nach einer halben Stunde wieder das Haus.

Langsamen Schrittes schlenderte er durch die belebten Straßen. Menschen stuteten an ihm vorbei, junge schäfernde Mädchen am Arm ihrer Liebsten hängend, ein frohes Leuchten in den Augen, glücklich schienen sie alle zu sein, so glücklich wie er einst war.

Plötzlich wurde er angerufen:

„Jackl! Freund, bist es denn wirklich?“

Wie aus einem Traum erwachend, schaute Jackl auf, dann flog ein frohes Leuchten über seine Züge.

„Du bist's, Himmelsteiner. So a Freud. Bia kommst denn du nach Münch'n?“ Freudig streckte er ihm die Hand hin.

„Weißt“, sagte er, „a paar Röß hab ich kauft, aber wie ich zum Bahnhof komm, steh ich hier in Minka, wie der Och vor'm Berg!“

„Ja, heut kannst nimmer fahr'n“, sagte er dann. „Weißt was? Wenn du noch kein Logis hast, bleibst bei mir über Nacht. Mich tāt's ordentlich freu'n, wannst mir den G'fall'n tātst.“

„No, freili, freili!“ lachte der andere. „Bist doch mein Nachbar dahoam, dir tu ich gern an G'fall'n. Aba wo woll'n ma denn heut noch hin, ins Bett is doch noch a bißl z'fruah.“

„Geh'n ma halt ins Plagl!“ meinte Jackl. „Da g'fallt's mir am besten.“

Kurze Zeit darauf betraten die beiden das dichtgefüllte Lokal. Nicht lange währte es, dann war Jackl in einer Laune, die ihm in letzter Zeit ganz fremd geworden war.

Und als auf dem Podium vorne sechs Paare zum Schuhplattler antraten, kam es auch ihm ordentlich in die Füße. Der Tanz war zu Ende, die Paare verschwanden, und jetzt kamen zwei festsche Dirndl in der Jnnatalertracht und begannen, ein Jodlerduett zu singen. Jackl konnte kein Aug' mehr wenden von der einen, die die Altstimme sang. Ruffbraunes Haar wand sich um die Stirne der Sängerin und aus ihren dunklen Augen leuchtete es wie tiefe Schwermut.

„Die sah bald aus wie dem Buchberger sei Zula“, sagte der Himmelsteiner.

Nach Schluß fuhren beide mit der Straßenbahn nach Jackls Wohnung und da Hedwig noch nicht zu Hause war, holte er selbst eine Flasche Wein aus dem Keller.

„Auf die zukünftige Himmelsteinerin“, sagte Jackl und hob das Glas.

„Wird nimmer lang dauern“, lachte dieser.

„Darf ma schon gratulier'n?“

„Ra, na, so schnell geht's net. I muß ma erst 's Jawort hol'n.“

„Darf ma net wiss'n, wer's is?“ frug Jackl wieder.

„Ra, na! Wird nig verraten, bis i net G'wisheit hab.“

„Aber zur Hochzeit lad'st mi wohl ein, Himmelsteiner?“

„Freili, freili! Sollst der erste sein. Proßt Jackl!“

Mit einem Zug leerten sie ihre Gläser. „A feiner Tropf'n“, meinte der Himmelsteiner und schmalzte mit der Zunge.

„Was gib't's sonst an Neuigkeit'n?“ frug Jackl, während er die Gläser wieder füllte.

„Neues? Eigentlich net viel. Die Gemeindejagd wird übermorg'n versteigert. Bin neugierig, was bol'n wird dafür.“

Da glitt es wie Sonnenschein über Jackls Gesicht.

„Die Gemeindejagd sagst? Wer möcht's denn gern?“

„Ich weiß net recht, der Bernhuber und der Reuwirt soll'n fest dran sein, soviel ma hört.“

Jackl faßte jetzt nach dem Arm des Himmelseiners und sagte:

„Weißt was? Die Jagd steigere ich. Dös heißt, ich hab den Tag grad net Zeit, aber du läßt mir an großen G'fall'n, wenn du für mich steigern läßt. Bieten die anderen viel, so bietst noch mehr, biet soviel, bis keiner mehr nach kann. Ich will die Jagd hab'n um jed'n Preis.“

Der Himmelseiner streckte seine Hand hin. „Kannst dich verlass'n d'rauf, die Jagd sollst hab'n. Aber wo is denn eigentlich die Frau, die kenn ich ja gar net.“

Da schob sich eine Falte in des Mannes Stirne und seine Stimme klang fast rauh, als er sagte:

„Mei Frau? Ja, die is bei einer Freundin eingeladen. Aber hier is ihr Bild.“

Er nahm ein Bild von der Wand und stellte es vor dem Himmelseiner auf den Tisch. Hedwig sah auf dem Bild sehr vorteilhaft aus.

„Ein sauberes Weib!“ sagte der Himmelseiner.

„Ja, ja!“ seufzte der andere, versuchte aber dann zu lächeln, um den Himmelseiner nicht merken zu lassen, wie es mit seiner Ehe stand.

„Jetzt will ich dir amal unsere Wohnung zeig'n, wenn d' Interesse dran hast.“

Er führte den Gast durch alle Räume, die mit sehr verschwenderischer Pracht eingerichtet waren.

Auf des Himmelseiners bewundernde Äußerungen entgegnete er:

„An dem ganz'n Kram liegt mir bluatwenig! Ich fühl mich da net recht wohl! A schöne Bauernstub'n wär mir tausendmal liaba!“ Bitter klang seine Stimme, als er dies sagte. „Bis mei Frau kommt, woll'n wir's uns noch a bißl komod machen.“

Es tat Jackl wohl, sich wieder einmal von der Heimat erzählen zu lassen.

Vor dem Haus fuhr der Wagen vor. „Ah — jetzt kommt sie.“ —

Gleich darauf hörte man den Korridor entlang einen kurzen, trippelnden Schritt.

„Ah — du hast Besuch, Jakob?“ und liebenswürdig begrüßte die schöne Frau den Gast ihres Mannes. Dann wandte sie sich an diesen.

„Verzeih, Jakob, es ist heute etwas spät geworden. Ich dachte, du seiest schon schlafen gegangen.“

Jackl gab ihr darauf keine Antwort, sondern sagte nur:

„Der Herr bleibt heut bei uns über Nacht — es is dir doch recht?“

„Aber natürlich! Du tust ja grad, als ob du mich um Erlaubnis fragen mühtest. Hast du dem Mädchen noch nicht aufgetragen, das Fremdenzimmer herzurichten? Nicht? — Na, sehen Sie —“, wandte sie sich hierauf an den Himmelseiner. „Um alles müssen wir Frauen uns kümmern.“

Mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen huschte sie hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierohnd



De Huchwasser-Pfeif'

Die vielen un äsu komisch'n Spiznaame in unnern Arzgebärg stamme net alle von unnern Vorfahrn, esu wie de Danilob-Fritze ihrn Naame schie von ihrn Urgroßvater hatt. Naa, manche-wei ze ihrn Name komme, uhne dös se dös wolltn. Im Beg'ntaal, verwünscht hoorn se dan Name in dr erscht'n Zeit. Su is aa ne Hefner-Gust gange.

Soß dar in ferner Stub ane Fenster un raachet sei Pfeif. 'r war ganz allaa; denn sei Fraa war ne vorign Tog schie nooch'n Staadt'l zr Grußn, die ewos Klaans ze drwartn hatt.

Dr Himmel hing voll schwarzer Wolken un 's renget, wos nár von druhm runner wollt. Dr Gust saht esu fir siech: „Wenn dös esu wetter gießt, kaa amende aa noch Huuchwasser war'n.“ Sei Heisel stand garnet weit von Dorfbach, dar gerod dortn ganz flach war un leicht ievertratn konnt. Destrwang warn ne Gust aa die schwarz'n Gedanken komme. Wenn vielleicht aa sein Heisel nißt passiert wár, obr ne Hofnstaal un sein klánn Bratterschuppn hátt dos Huchwasser miet fortgerissen, die wárn net ze rettn gewáßn. Do dra dacht ihe dr Gust un 'r gucket besorgt zen Himmel nauf, dar immer schwärzer wur. Dr Gust stoppet sei Pfeif noch amol, zug de grußn Stiefel aa, machet siech 's Dorf nauf zen Zapp-Lui und laaset siech en Grußn zr Stärking. Dort warn schie e paar Mansen un dischleriertn von Gewitter-Reg'n un Huchwasser.

's mocht vielleicht ä Viertelfund vorbei sei, do kam ä Feierwehrrmaa zr Tir reigestärzt: „Hárt ihr dá nißt? 's is Huchwasser! Gust, dein'n Karnickelstaal warschte wuhl lus war'n!“ Dos hárn die Mannsen un zun Tempel naus un eham, war alles aans.

Dr Gust sog nu drham sei Beschering. Dr Bratterschuppen war wag un ne Staal hatt's schie ufs Gesicht gewichst. Dr Gust

wollt ne ahm wieder in de Höh schaffn, do vrliriet 'r sei Pfeif. Die machet mit dan Sturzwelkn miet fort, dr Gust obr nu hinnerhar. Uf ámol krieget dr Gust áwos Hartes in de Baa, fiel um un richtig nei ins grúße Wasser. Wie dr Gust of ne Angblid aufwachet, log 'r off sein Kannepee un 'r war wieder ganz treich (trocken). De ganze Stub war voll Leit. Seine Gedankn war'n aber noch net ganz wieder drham. De Leit háretn von Gust: „Schie esu lang hatt iech se nu schie“. Nooch ner Weile saht 'r wieder: „Wie fest un schie die war un immer ásu schie raanlich“. Un nooch en paar Minuten wieder: „Mitt'n in ne Bach gucket ihr Kopp noch ámol, nochert war se wag un mied hoot dar daamische Holzkniappel hiegehah.“ Re Gust hatt's nu darb mietgenomme.

Die Leit dos mit dan Kopp hárn un schreie: „Re Gust sei Fraa, de Riekel! 'rsossen!“ war alles aans. E paar sei gleich zen Birstand, dar ins nächste Dorf telefoniern mußt. Wieder ä paar annere hob'n ne Bach vogefischt, fanden obr nißt.

Se kame allezamm langsam wieder zen Gust dar mittlerweile wieder ganz drham war, a in sein Kopp. Se drzehletn gleich, wos se in dar Sach unnernomme hátn un drickeln ne Gust ihr Beileid aus. Se maanetn, 's wár schod im se gewasen, ä besser Weibsen, wie de Riekel, hátt's net gab'n könne un freegetn, wie dos zugange war.

Do wursch ne Gust aber Angst. 'r gucket án nooch ne annern aa un saht ganz klaalaut: „Wos is dá mit meiner Riekel?“

„Anu, du hast doch salberscht drzehlt, wie de dologst, doß se mit ne grußn Wasser fort is, doß du se net háttst erwischen könne“, sahten die Mannsen.

Dr Gust wur erscht feierut, nocherts hauet 'r mit seiner grúßmachting Faust off'n Tiesch hie un schrier: „Wißt'r dá, worim ihe de Feierwáhrleit ne ganzn Bach oosfischen? Un war mit'n Wasser fort is? Mei Pfeif, ihr Batshguschen! Mei Fraa ka's doch net gewasen sei, weil die in Staadt'l drubn is! Die schwimmt net fort, dos könnt ihr gelab'n, die hot viel ze viel Kráften an sich, dos wáß iech!“ Un dodrmiet lachet 'r, doß 'r wieder fuchsfeierut wur.

Is de ä Wunner, doß dr Hefner-Gust an dan Tog ben Zapp-Lui ingetaast wor'n is un doß 'r seitdam hieß: De Huchwasser-Pfeif'!

'r liegt nu mit seiner Riekel schie lang ub'n offn Gott'sacker, a net alle Leit sei meh do, die dos Huchwasser miet erlabt hob'n, ober die Geschicht stieht immer wieder auf un ward immer wieder drzehlt un belacht, wenn irg'ndwu Huchnohnd is.

E. Berthold, R.

Das Gregoriusfest

Bilder aus dem Alt-Annaberger Schulleben von W. L.

Schulfest! — Noch immer hat dieses Wort einen besonderen Klang. Nicht allein Kinderaugen strahlen bei ihm auf, nein, auch uns Ältere heimelt er an. Manch liebe Erinnerung wacht auf, sobald vom Schulfest die Rede ist. Ungleich größer aber als heute war seine Bedeutung in vergangenen Jahrhunderten, als sich das Schulleben noch mehr oder weniger streng und eng in klösterlichen Bahnen bewegte und die körperliche Ausbildung der Jugend vielfach zurücktrat hinter einer einseitigen Geistesbildung, die dem Zögling nur wenig Raum ließ zur Entfaltung persönlicher Eigenart. Viel einschneidender, als dies heute der Fall ist, griff die oft harte Schulzucht in das Eigenleben der Schüler ein, viel seltener waren aber auch Freizeiten, in denen der Schüler Kind sein durfte. Diese in unseren Augen mitunter überstrafte Schulgesetzgebung war indes ehemals eine unbedingte Notwendigkeit, insofern sie die einzige Gewähr für die im Schulleben nun einmal unumgängliche Beständigkeit und Gleichmäßigkeit bot, die durch den häufigen Wechsel der Aufsichtsbehörden, Lehrkräfte und Schüler dauernd bedroht waren. Aus dieser Erkenntnis heraus heißt es z. B. in der Vorrede der Annaberger Schulordnung von 1581: „Zu einer wohlbestellten Schule gehören auch vor allen Dingen gute Gesetze, die mit Hinsicht auf Ordnung und Disziplin, wegen einer guten Lebensart, allerdings in einer Schule vorhanden sein und mit allem Fleiß und Schärfe gehalten werden müssen. Denn durch die Schulgesetze wird die sonst leicht ausschweifende Schuljugend im Zaum und zurückgehalten, daß sie nicht aus den Schranken laufe und Künste und Wissenschaften, die wohlgezogenen Jünglingen zur Zierde gereichen, nicht durch ein böses Leben schände.“ Nur wenige Tage im Jahr wurden die Zügel gelockert; sie waren den Zöglingen natürlich doppelt willkommen und wurden mit umso größerer Freude begrüßt.

Vom Schüler ausgehen war zweifellos einer der Höhepunkte des Schuljahrs das Gregoriusfest, der Vorläufer unserer heutigen Schulfeste. Seine Hauptpflegestätten waren die städtischen Lateinschulen, deren im 16. Jahrh. eine ganze Reihe im oberen Erzgebirge bestanden, so u. a. in Wolfenstein, Schneeberg, Annaberg, Buchholz, Marienberg, Scheibenberg, Jöhstadt, Schlettau, Ithum, Schwarzenberg, Zwönitz, Geyer, Oberwiesenthal, Ehrenfriedersdorf, Elsterlein auf der sächsischen und Joachimsthal auf der böhmischen Seite. Seine Anfänge reichen bis weit in die vorreformatorische Zeit zurück. Ursprünglich wurde es am Gregorinstag (12. März) gefeiert, auf den man Anfang und Ende des Schuljahrs gelegt hatte. Es gipfelte in der Wahl eines Knabenbischofs, dem zwei Kleriker aus der Schülerschaft als Assistenten beigegeben wurden. In feierlichem Zug wurden diese drei, in geistliche Tracht gekleidet, unter dem Geläut der Glocken vom gesamten Schulkörper durch die Stadt nach der Kirche geleitet. Im Mittelpunkt des anschließenden Gottesdienstes stand die Schulfestpredigt eines wirklichen Geistlichen, ihr folgte der gemeinsame Gesang eines Gregoriusliedes, und zum Abschluß hielt der Schülerbischof eine parodistische Ansprache. Auf dem Rückweg von der

Kirche zur Schule wurden die Knaben von den Bürgern mit Brezeln und anderm Naschwerk beschenkt. Mancherorts sammelte der Schulmeister bei dieser Gelegenheit auch das Schulgeld von den Eltern seiner Zöglinge ein. Mit diesem Umzug war außerdem die Einholung der Schulneulinge, der sogenannten Gregorianer, verbunden. Sie wurden in den Häusern der Eltern aufgesucht, mit einer Art Chorhemd bekleidet und feierlich zur Schule geführt.

Die Reformation stand diesem alten, aus katholischem Gedankengut erwachsenen Brauch keineswegs feindlich gegenüber. Ihre maßgebenden Führer, zu denen bekanntlich hervorragende Schulmänner zählten, nahmen ihn vielmehr auf. Sie beschnitten die ärgsten Mißbräuche, die sich im Laufe der Zeit eingeschlichen hatten, und gestalteten das Fest im Sinne der reformatorischen Idee um. Sie rückten den erzieherischen Kern in den Vordergrund. Nicht mehr das Vergnügen der Schüler war wie bisher die Hauptsache, sondern sie betonten vor allem den Gedanken, die zu schulfähigem Alter herangewachsenen Knaben zum Schulbesuch anzureizen. Der Umzug wurde beibehalten, „damit diejenigen, die sonst zögernd zur Schule kommen, die Schule hochschätzen lernen und sich der Schulzucht willig unterwerfen.“



Die frühere Lateinschule (heutige Gewerbeschule) in Annaberg (Adolf-Hitler-Str.)
Die Vorläuferin des Staatsrealgymnasiums.

In Annaberg wurde dieser Gregoriusumzug aller Wahrscheinlichkeit nach 1512 zum ersten Mal durchgeführt, und zwar, wie wir annehmen dürfen, in der oben geschilderten Gestalt. Als sich nach dem Tod Georgs des Bärtigen i. J. 1539 die Reformation auch in der Bergstadt am Böhlsberg durchsetzte, scheint man alles, was irgendwie an die katholische Herkunft des Festes erinnerte, rücksichtslos ausgemerzt zu haben, da der äußere Verlauf des Tages in den nächsten Jahren fast puritanisch einfach

war. Die gesamte Schülerschaft, mit Ausnahme der Kleinsten und Kranken, durchzog musizierend, aber in Alltagskleidung die Stadt und kehrte in die Häuser ein. Sie wurde dazu in drei Chöre eingeteilt, von denen jeder für sich unter der Leitung eines älteren Schülers umging. Andere Zöglinge forderten die Eltern in lateinischer oder deutscher Ansprache auf, ihre Söhne zur Schule zu schicken.

Da sich der Drang der Jugend nach Spiel und Scherz auf die Dauer doch nicht völlig unterdrücken ließ, mußte man die alten Formen schließlich wieder aufnehmen und die Vermummungen erneut dulden. Seit 1572 nahm das Fest nach der Schilderung des bekannten Chronisten Jenisius, eines geborenen Annabergers, der von 1576 bis 1594 erst als Konrektor und seit 1581 als Rektor an der Lateinschule seiner Vaterstadt wirkte, im wesentlichen folgenden Verlauf. An der Spitze des Festzugs, der seither den gesamten Schulkörper vereinigte, marschierten die Jüngsten „in weißen Hemden“. Sie wurden von einem Knaben in der Rolle des zwölfjährigen Jesus „als dem einigen und obristen Schulpatron“ geführt, während ihnen die Musiker folgten, die nach altem Brauch von der Schülerschaft selbst gestellt wurden. In der Mitte des Zuges schritt der alte Knabenbischof, der einstige Mittelpunkt des Ganzen, der seine Stellung indes an den nun daherkommenden „Kerfer“ hatte abtreten müssen.

(Fortsetzung folgt.)